

Suhrkamp

Mircea
Eliade
Jugend
ohne Jugend

Roman

Mit einem Nachwort von
Francis Ford Coppola

suhrkamp taschenbuch 3880

Wer unter einem Baum einen Blitzschlag überlebt, wird hundert Jahre alt, erzählt eine irische Legende. Atomforscher wiederum behaupten: Ungeheure Entladungen von Elektrizität können einen Menschen nicht nur zerstören, sondern auch verjüngen. Dominic Matei, siebzigjähriger Altphilologe aus der rumänischen Provinz, wird in der Osternacht 1938 vor dem Bahnhof von Bukarest vom Blitz getroffen, sein verkohlter Körper wird ins Krankenhaus gebracht. Entgegen allen Erwartungen aber bleibt Matei nicht bloß am Leben, sondern wird zusehends jünger – eine medizinische Sensation, die das Interesse verschiedenster Gruppen und Staatsmächte erregt. Der Roman, in dem Mircea Eliade religiöse und volkstümliche Vorstellungen mit Forschungsergebnissen der Naturwissenschaften verbindet, wurde von Francis Ford Coppola mit Starbesetzung verfilmt.

Mircea Eliade
Jugend ohne Jugend

Roman

Aus dem Rumänischen von
Edith Silbermann
Mit einem Nachwort von
Francis Ford Coppola

Suhrkamp

Jugend ohne Jugend
erschien erstmals 1979 unter dem Titel
Der Hundertjährige
im Suhrkamp Verlag.

Rumänischer Originaltitel:
Tinerețe fără tinerețe

2. Auflage 2017

Erste Auflage 2008

suhrkamp taschenbuch 3880

© der deutschen Ausgabe Frankfurt am Main 1979

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

© des Nachworts: Francis Ford Coppola 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-45880-8

Jugend ohne Jugend

Erst als er die Glocke der Metropolitankirche hörte, fiel ihm ein, daß sie die Auferstehung einlätete. Und plötzlich wurde ihm der Regen, der ihn beim Verlassen des Bahnhofs überrascht hatte und nun zu einem Wolkenbruch auszuarten drohte, unheimlich. Vornüber gebeugt, schritt er eilig und den Blick aufs Straßenpflaster geheftet unter seinem Schirm voran, bedacht, nicht in die Pfützen zu treten. Ohne sich dessen bewußt zu sein, fing er zu laufen an, den Schirm wie einen Schild schützend vor die Brust gespannt. Nach etwa zwanzig Metern sah er jedoch die Ampel rot aufleuchten und mußte stehen bleiben. Er wartete nervös und zappelig, starrte entsetzt auf die Wasserlachen, die wenige Meter vor ihm den Boulevard fast gänzlich bedeckten, stellte sich auf die Fußspitzen und hüpfte von einer kleinen Insel zur anderen. Das rote Auge erlosch, und im nächsten Augenblick wurde er von der Explosion des grellen, weißglühenden Lichtes, das ihn blendete, durch und durchgeschüttelt. Ein heißer Zyklon schien in unbegreiflicher Weise aus seiner eigenen Schädeldecke ausgebrochen zu sein und ihn vom Scheitel bis zur Sohle aufzusaugen. »Der Blitz muß ganz nahe eingeschlagen haben«, sagte er sich und hatte Mühe, seine verklebten Lider aufzutun. Er begriff nicht, weshalb er den Schirmgriff so fest umklammerte. Der Regen prasselte wie wild von allen Seiten auf ihn nieder, und dennoch machte es ihm nichts aus. Da vernahm er von neuem die Glocke der Metropolitankirche und auch das Läuten aller anderen Kirchen.

In seiner unmittelbaren Nähe schlug eine einsam und verzweifelt. Er fing zu zittern an. »Der Schreck ist mir in die Glieder gefahren«, sagte er sich. Als er sich jedoch einige Augenblicke später darüber klar wurde, daß er in einer Wasserlache am Rande des Gehsteigs lag, sah er ein, daß es ihn einfach fröstelte.

»Ich hab's gesehen, wie ihn der Blitz getroffen hat«, hörte er eine keuchende, erschrockene Männerstimme. »Ich weiß nicht, ob er noch lebt. Ich blickte gerade hin, als er unter der Ampel stand. Da sah ich ihn plötzlich von oben bis unten lichterloh brennen: Sein Schirm, sein Hut, seine Kleider standen im Nu in Flammen. Hätte es nicht so in Strömen gegossen, er wäre wie eine Fackel verbrannt. Ich weiß gar nicht, ob er noch lebt.«

»Und selbst wenn er noch lebt, was fangen wir mit ihm an?« Es war eine ferne, müde Stimme und sie klang bitter. »Wer weiß, was er für Sünden begangen hat, daß Gott ihn in der Nacht der Auferstehung mit dem Blitz geschlagen hat und dazu noch hinter der Kirche. Wir wollen sehen, was der diensthabende Arzt sagen wird«, fügte die Stimme nach einer Weile hinzu. Es kam ihm merkwürdig vor, daß er keinen Schmerz empfand, daß er seinen Körper eigentlich nicht mehr spürte. Aus den Gesprächen der Leute um ihn folgerte er, daß er abtransportiert worden war. Doch wie hatten sie ihn fortgeschafft? Auf den Armen? Auf einer Tragbahre? In einem Ambulanzwagen?

»Ich glaube kaum, daß er aufkommt«, hörte er schließlich eine andere, ebenso fernklingende Stimme. »Es ist kein Zentimeter heile Haut mehr an ihm übrig.

Ich begreife nicht, wie er noch lebt. Normalerweise . . .«

›Freilich, das weiß doch ein jeder: Wenn man mehr als fünfzig Prozent der Epidermis verloren hat, erstickt man . . .« Aber er gab sich schnell Rechenschaft, daß es lächerlich und demütigend war, den Leuten, die sich um ihn tummelten, in Gedanken zu antworten. Er hätte sie gern nicht mehr gehört, ebenso wie er sie nicht sah, da er die Lider fest zugedrückt hielt. Und im gleichen Augenblick überkam ihn ein fernes Glücksgefühl wie damals.

»Und was ist dann noch geschehen?« hatte sie ihn schmunzelnd gefragt. »Was sonst noch für Tragödie?«

»Ich habe nicht behauptet, es sei eine Tragödie, aber in gewissem Sinne war der Wissensdurst, die Leidenschaft, mit der ich mich den Wissenschaften widmete, tatsächlich verhängnisvoll.«

»Worauf spielst du nun an?« unterbrach sie ihn, »auf die Mathematik oder auf die chinesische Sprache?«

»Auf beides und auch auf alle anderen Wissensbereiche, die ich der Reihe nach entdeckte und die mich in dem Maße, als ich sie mir erschloß, immer leidenschaftlicher interessierten.«

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm, damit er es ihr nicht übel nehme, daß sie ihn wieder unterbrach.

»Daß du dich so viel mit Mathematik beschäftigst hast, verstehe ich, dafür hast du offenbar eine besondere Begabung, sonst wäre es ja auch vergebliche Liebesmühe. Aber Chinesisch? . . .«

Er wußte nicht, warum er in ein so lautes Lachen

herausgeplatzt war. Vermutlich hatte ihn die Art, wie sie »*aber Chinesisch?*« ausgerufen hatte, amüsiert.

»Ich dachte, ich hätte es dir gesagt. Als ich vor zwei Jahren im Herbst in Paris war, ging ich zu einem Kurs, den Chavannes hielt. Nach der Stunde suchte ich ihn in seinem Büro auf. Er fragte mich, seit wann ich mich mit Chinesisch befasse und welche andere orientalische Sprache ich noch beherrsche. Es hat keinen Sinn, dir unser ganzes Gespräch wiederzugeben. Eines wurde mir jedoch klar: Wenn ich binnen wenigen Jahren – wohl gemerkt: *binnen wenigen Jahren!* – außer Chinesisch nicht auch noch Sanskrit, Tibetatisch und Japanisch beherrschen würde, könnte ich nie ein bedeutender Orientalist sein . . .«

»Nun ja, du hättest ihm eben erwidern sollen, dir würde es genügen, Chinesisch zu erlernen.«

»Das habe ich ihm auch gesagt, aber ich habe ihn nicht überzeugt. Denn die Voraussetzung hierfür war seiner Ansicht nach die Kenntnis von Japanisch und einer ganzen Reihe von anderen südasiatischen Sprachen und Dialekten. Aber darauf ließ er sich weiter gar nicht ein, ihm kam es auf etwas ganz anderes an. Als ich ihm erzählte, ich würde seit fünf Monaten Chinesisch lernen, ging er zur Tafel und schrieb etwa zwanzig Schriftzeichen auf, hieß mich, sie der Reihe nach laut lesen, achtete auf meine Aussprache und verlangte dann, daß ich die Stelle übersetze. Ich sprach die einzelnen Schriftzeichen, so gut ich eben konnte, aus, übersetzte auch manches, aber nicht alles. Er lächelte höflich. ›Nicht schlecht‹, sagte er. ›Aber wenn Sie nach fünf Monaten . . . Wieviel Stunden im Tag?‹ ›Wenig-

stens sechs Stunden«, erwiderte ich ihm. »Dann ist die chinesische Sprache nichts für Sie. Sie dürften nicht das nötige visuelle Gedächtnis haben . . .« fügte er mit einem Lächeln, das wohlwollend und ironisch zugleich war, hinzu. »Um Chinesisch zu beherrschen, mein Lieber, braucht man ein fotografisches Gedächtnis, das Gedächtnis eines Mandarins. Wenn Sie es nicht haben, werden Sie genötigt sein, eine drei- bis vierfache Anstrengung zu machen. Das lohnt sich, glaube ich, nicht . . .« Es kommt also im Grunde aufs Gedächtnis an . . . *Auf ein fotografisches Gedächtnis!* wiederholte er mit feierlichem Ernst, jedes seiner Worte betonend.« Er hörte mehrmals die Tür auf- und zugehen, auch andere Geräusche und fremde Stimmen:

»Wir wollen die Meinung des Professors hören. Wenn Sie mich fragen, so muß ich aufrichtig gestehen . . .« Immer und immer wieder das gleiche! Aber die Stimme gefiel ihm; es war zweifellos ein junger, kluger Arzt, der seinen Beruf voller Hingabe ausübte und sich für seine Patienten einsetzte.

». . . er hat vor zwölf Stunden eine hundertprozentige Hautverbrennung erlitten und ist immer noch am Leben. Dabei scheint er keine Schmerzen zu verspüren . . . Haben Sie ihm eine Spritze gegeben?«

»Ja, eine einzige, heute morgen. Ich glaubte, ihn stöhnen zu hören. Doch vielleicht stöhnte er nur im Schlaf . . .«

»Weiß man etwas über ihn? Hat man etwas bei ihm gefunden?«

»Bloß den Schirmgriff. Alles andere ist verkohlt. Selt-

sam, gerade der Griff, ein Griff aus Holz . . . Die Kleider sind zu Asche verbrannt; was der Regen nicht weggespült hat, blieb im Ambulanzwagen verstreut . . .«

Er wußte, daß dem so war, und dennoch heiterte er sich auf, während er den Erklärungen des diensthabenden Arztes lauschte: Die beiden Briefumschläge in seiner Jackentasche sind also auch zu Asche verbrannt.

»Das hat er uns schon mindestens drei-, viermal gesagt. Der Ehrwürdige ist ganz verkalkt!«

Er hatte diese abfällige Bemerkung seines Kollegen unwillkürlich gehört, denn Vaian hatte, ohne es zu wissen, die Tür nicht gut hinter sich geschlossen. Stimmt. Die Notiz, die er in *La Fiera Letteraria* gelesen hatte, daß Papini fast blind sei und kein Chirurg es wage, ihn zu operieren, hatte ihn zutiefst beeindruckt. Für einen so eifrigen, unermüdlichen Leser wie Papini war es eine entsetzliche Tragödie. Deswegen kam er immer wieder darauf zu sprechen. Aber vielleicht hatte Vaian recht: Ich verkalkte allmählich . . .

Da hörte er wieder ihre Stimme: »Und was ist sonst noch für Tragödie geschehen . . . Du hast es dir also aus dem Kopf geschlagen, Chinesisch wirklich zu erlernen. Und dann?«

»Ich habe nicht ganz darauf verzichtet, habe weiterhin jeden Tag zehn bis fünfzehn Schriftzeichen gelernt, aber mehr zum Vergnügen und weil es mir half, die Übersetzungen der Texte zu verstehen, die ich las . . . Im Grunde genommen war ich ein Dilettant . . .«

»Um so besser«, unterbrach ihn Laura, indem sie wieder ihre Hand auf seinen Arm legte. »Ein intelligenter Mensch kann geistige Werte schätzen, ohne gleich alles mit tierischem Ernst zu betreiben. Es war schon richtig, daß du dich nicht ganz auf Chinesisch verlegt hast. So ist diese Sprache dir also nicht zum Verhängnis geworden. Was war es dann sonst?« Er hatte sie groß angesehen. Sie war bei weitem nicht die schönste Studentin, die er kannte, aber sie war *anders*. Er begriff nicht, was ihn an ihr anzog, warum er sie immer wieder in den Hörsälen suchte, die er seit drei, vier Jahren, seitdem er sein Staatsexamen hinter sich gebracht, nicht mehr betreten hatte. Er wußte, daß er sie stets bei den Vorlesungen von Titu Maiorescu* finden würde. Dort hatte er sie auch eine Stunde zuvor getroffen, und wie gewöhnlich, wenn er sie nach Hause begleitete, hatten sie sich im Cişmigiu-Garten, am Weiher auf eine Bank gesetzt.

»Was wurde dir sonst noch zum Verhängnis?« hatte sie ihre Frage wiederholt und ruhig lächelnd seinen Blicken standgehalten.

»Ich sagte dir ja, daß ich bereits im Gymnasium eine Schwäche für Mathematik und Musik hatte, daß mir aber auch Geschichte, Archäologie und Philosophie gefiel. Ich hätte am liebsten alles gelernt, natürlich nicht, um auf jedem Gebiet ein Fachmann zu werden, aber jedenfalls gründlich genug, denn vor Halbgebildeten, die da und dort etwas aufschnappen und dann nachplappern, hat es mir immer gegraut . . .«

* Bedeutender rumänischer Philosoph, Literaturkritiker u. Staatsmann. Anmerkung des Übersetzers.

»Du bist der ehrgeizigste Mann, der mir bisher über den Weg gelaufen ist! Ehrgeizig und dabei unbeständig! Ja, vor allem unbeständig!« hatte sie, die Arme wie ein Junge hochwerfend, ausgerufen.

Er kannte nun ihre Stimmen, hatte gelernt, sie voneinander zu unterscheiden.

Es waren drei Tagschwestern und zwei Nachtschwestern.

»Wenn er Glück hat, stirbt er in den nächsten Tagen. Wer in der Osterwoche dahinscheidet, soll direkt in den Himmel kommen.«

»Sie hat ein gutes Herz, hat Mitleid mit mir. Sie ist besser als alle anderen, denn sie denkt an mein Seelenheil . . . Wie aber, wenn sie plötzlich auf den Gedanken verfällt, mir die Nadel aus der Vene zu ziehen? Vermutlich würde ich's bis in der Früh, wenn der diensthabende Arzt kommt, durchhalten. Und wenn er's nicht merkt, so entgeht es dem Professor bestimmt nicht! Der einzige, der verzweifelt ist und sich gedemütigt fühlt, weil ich ihm so viele Rätsel aufgabe, die er nicht lösen kann, der einzige, der mich um jeden Preis am Leben erhalten will, um herauszubekommen, was mit mir geschehen ist.« Der hatte eines Tages, nachdem er ihm ungemein vorsichtig die Lider berührt hatte, erklärt:

»Äußerlich scheint das Auge intakt zu sein, aber ob er erblindet ist oder nicht, wissen wir nicht. Wie wir übrigens auch sonst herzlich wenig wissen . . .«

Ein andermal hatte er den Professor sagen gehört:
»Wir wissen nicht einmal, ob er bei Bewußtsein ist

oder nicht. Ob er hört und wenn, ob er das Vernommene auch *versteht*.«

Es war nicht seine Schuld. Mehrmals schon hatte er bis dahin die Stimme des Professors erkannt und ihn vollkommen verstanden.

»Wenn Sie verstehen, was ich sage«, hatte ihm der Professor zugerufen, »dann drücken Sie meinen Finger.«

Aber er spürte diesen Finger nicht. Er hätte ihn gern gedrückt, wußte aber nicht, wie er es anstellen sollte. Diesmal hatte der Professor hinzugefügt: »Wenn es uns gelingt, ihn noch fünf Tage am Leben zu erhalten . . .«

In fünf Tagen sollte, wie einer der Assistenzärzte erfahren hatte, der große Verbrennungsfachmann aus Paris, Professor Gilbert Bernard kommen. Er würde seine Reise nach Athen unterbrechen, um nach ihm zu sehen.

». . . der Ehrgeiz frißt dich auf!« sagte Laura. »Du willst immer nur das sein, was ein anderer ist: Philologe, Orientalist, Archäologe, Historiker und weiß Gott, was alles noch. Das heißt, du möchtest ein fremdes Leben führen. Das Leben eines anderen statt du selber zu sein, Dominic Matei, und ausschließlich dein eigenes Genie zu pflegen . . .«

»Mein Genie?« hatte er mit gespielter Bescheidenheit ausgerufen, um sich die Freude nicht anmerken zu lassen. »Du hältst mich also für genial?«

»In gewissem Sinne bestimmt. Du gleichst keinem Menschen, den ich bisher gekannt habe. Lebst anders, hast eine andere Auffassung vom Leben als wir . . .«

»Aber ich habe doch bis jetzt, bis zu meinem 26. Lebensjahr noch nichts geleistet, abgesehen davon, daß ich all meine Prüfungen mit Auszeichnung bestand. Ich habe noch keinerlei Entdeckung gemacht, habe mir noch nichts einfallen lassen. Mir ist nicht einmal eine originelle Deutung des 11. Gesanges des *Purgatorio* gelungen, den ich übersetzt und kommentiert habe . . .« Er hatte den Eindruck, daß Laura ihn irgendwie traurig und enttäuscht ansah.

»Warum hättest du etwas entdecken sollen? Dein Genie hätte sich im Leben, das du führst, offenbaren sollen und nicht in Analysen, Entdeckungen und originellen Interpretationen. Dein Vorbild sollte Sokrates oder Goethe sein; aber du mußt dir einen Goethe *ohne sein geschriebenes Werk* vor Augen halten.«

»Ich folge dir nicht recht«, sagte er erregt.

»Können Sie mir alle folgen?« fragte der Professor seine Kollegen.

»Mir fällt es schwer, Ihnen zu folgen, wenn Sie so schnell sprechen«, hörte er einen der Ärzte sagen.

Er selber verstand sehr gut. Das Französisch, das der Professor sprach, war tadellos; er hatte seinen Doktor gewiß an der Sorbonne gemacht. Er schien sich präziser und eleganter auszudrücken als der berühmte Fachmann aus dem Ausland. Bernard war vermutlich kein echter Franzose. Er sprach langsam und zögernd, »als wagte er nicht, sich zu äußern«, wie Vaian über ihren letzten Direktor zu sagen pflegte, sooft es darum ging, einen ernsten, dringenden Entschluß zu fassen.

»Wann haben Sie sich davon überzeugt, daß er bei Bewußtsein ist?«

»Erst vorgestern«, sprach der Professor. »All meine Versuche, es vorher festzustellen, schlugen fehl.«

»Und sind Sie sicher, daß er Ihnen den Finger gedrückt hat? Haben Sie gespürt, daß er ihn als Antwort auf Ihre Frage drückte? War es nicht vielleicht ein Reflex, eine unbeabsichtigte und somit bedeutungslose Geste?«

»Ich habe das Experiment mehrmals wiederholt. Wenn Sie wollen, machen Sie auch den Versuch, damit Sie sich selber überzeugen . . .«

Er spürte, wie sooft in letzter Zeit, den Finger, der sich behutsam, mit übertriebener Vorsicht, zwischen seine zur Faust geballten Finger schob. Dann hörte er die Stimme des Professors: »Wenn Sie verstehen, was ich sage, drücken Sie den Finger!« Er drückte ihn offenbar fest genug, denn Dr. Bernard zog ihn geschwind und überrascht zurück. Gleich darauf flüsterte er jedoch: »*Traduisez, s'il vous plaît*« und schob den Finger wieder zwischen die seinen. Darauf sprach er langsam und deutlich: »*Celui qui vous parle, est un médecin français. Accepteriez-vous qu'il vous pose quelques questions?*« Er drückte den Finger ebenso fest, noch ehe der Professor zu Ende übersetzt hatte. Diesmal zog der französische Arzt seinen Finger nicht zurück, sondern fragte: »*Vous comprenez le français?*« Er wiederholte den Druck, ohne rechte Überzeugung. Nachdem er eine Weile gezögert hatte, fragte Dr. Bernard: »*Voulez-vous qu'on vous abandonne à votre sort?*« Fast wollüstig ließ er seine Hand reglos liegen, als wäre sie aus Gips. »*Vous préférez qu'on s'occupe de vous?*« Er drückte fest zu. »*Voulez-vous qu'on vous*

donne du chloroforme?» Er ließ seine Hand wieder reglos liegen, versteifte sie, während man ihm weitere Fragen stellte: *»Êtes-vous Jésus-Christ? Voulez-vous jouer du piano? Ce matin, avez-vous bu du champagne?»*

Er erinnerte sich an die Nacht, da alle, Champagnergläser in der Hand, um sie beide herum standen und ihnen mit einem Mangel an Taktgefühl, der sie überraschte und ihnen die schreckliche Beschränktheit dieser Menschen vor Augen führte, zugerufen hatten: ›Bis Venedig dürft ihr keinen Tropfen Champagner mehr in den Mund nehmen, sonst wird euch schlecht!‹ ›Ich fürchte, sie haben selber mehr Champagner getrunken, als ihnen gut tut‹, sagte Laura, nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte.

Da hörte er die Stimme des Professors:

»Versuchen wir's noch einmal. Vielleicht hat er Ihre Frage nicht richtig verstanden. Ich werde ihn auf Rumänisch fragen.« Und er fuhr mit erhobener Stimme fort: »Wir möchten Ihr Alter erfahren. Für jede Spanne von 10 Jahren drücken Sie mir einmal den Finger.« Er drückte sechsmal den Finger, und zwar jedes Mal fester, dann hielt er plötzlich inne, ohne zu begreifen, weshalb.

»60 Jahre?« staunte der Professor. »Ich habe ihn für jünger gehalten.«

»Bei diesem Larvenzustand«, hörte er die Stimme Bernards, »ist ein Alter schwer zu bestimmen. Fragen Sie ihn, ob er müde ist, ob wir fortfahren dürfen . . .« Sie führten ihren Dialog noch eine halbe Stunde fort und erfuhren, daß er nicht in Bukarest wohne, daß er einen

einzigem entfernten Verwandten habe und daß es ihm nicht daran liege, diesen vom Unfall in Kenntnis zu setzen, daß er einverstanden sei, jeden noch so riskanten Test über sich ergehen zu lassen, damit man feststelle, ob sein Sehnerv angegriffen worden sei oder nicht. Zum Glück stellten sie keine weiteren Fragen mehr, denn er hätte vermutlich nicht mehr zugehört.

Das Erblinden, von dem Papini bedroht war, hatte den Ausschlag gegeben. Er hatte sich in jener Woche damit zu trösten versucht, daß es sich nicht unbedingt um eine Alterserscheinung handele, daß er immer wieder auf Papinis Unglück zu sprechen kam, weil dieser schließlich einer seiner Lieblingsautoren war und Gefahr lief, das Augenlicht zu verlieren, da kein Chirurg ihn zu operieren wagte. Bald sah er jedoch ein, daß er sich nur selbst zu betrügen versuchte. Dr. Neculache hatte ihm bereits vor einem Jahr erklärt, gegen die Arterienverkalkung sei kein Kraut gewachsen. Er hatte ihm zwar nicht gesagt, daß er auch davon bedroht war, hatte jedoch hinzugefügt: ›Von einem gewissen Alter an muß man auf alles gefaßt sein. Auch mein Gedächtnis läßt allmählich nach‹, war er mit einem traurigen Lächeln fortgefahren. ›Seit einiger Zeit kann ich die Verse der jungen Dichter, die ich entdeckte und die mir gefallen, nicht mehr im Kopf behalten.‹

›Auch ich nicht‹, hatte er ihn unterbrochen. ›Ich kannte einst das ganze *Paradiso* auswendig, und jetzt . . . Und von den jüngeren Dichtern, die ich lese, kann ich mir fast gar nichts merken . . .‹

Und dennoch . . . In letzter Zeit, während er mit